

Alys Clare

WEHE
dem
sündigen
Volk

Äbtissin Helewise ermittelt · Band 6

Weltbild

Gefährliche Ketzer in Hawkenlye

England 1192: In der Nähe der Abtei Hawkenlye wird Pater Micah tot aufgefunden. Er war bekannt für seine Strenge gegenüber Sündern und allen, die vom rechten Glauben abweichen. Um sie zu läutern und zu bekehren, ließ er sie auspeitschen und brandmarken. Äbtissin Helewise vermutet daher, dass sich jemand an ihm rächen wollte. Doch Ritter Josse d'Acquin muss bald feststellen, dass die Dinge viel komplizierter liegen.

Der sechste Fall von Äbtissin Helewise und Ritter Josse und einer der wenigen, die sie nicht gemeinsam lösen.

Hawkenlye-Mysteries-Reihe

Band 1: Sei geweiht der Hölle

Band 2: Der Fluch komme über Euch

Band 3: Der Himmel strafe Euch

Band 4: Und richte mit Gerechtigkeit

Band 5: Verstummen sollen alle Lügner

Band 6: Wehe dem sündigen Volk

Band 7: Fürchte das Gift der Schlange

Band 8: Wer ohne Schuld ist

Band 9: Denn Verderben leitet sie

Alys Clare

Wehe dem sündigen Volk

Historischer Kriminalroman

Aus dem Englischen von Ana Maria Brock

Weltbild

Die Autorin

Alys Clare ist das Pseudonym einer erfolgreichen englischen Autorin, die bereits mehrere Romane mit historischen Elementen vorgelegt hat. Sie lebt in der Nähe von Tonbridge, Südengland, wo die Kriminalromane um Äbtissin Helewise und Ritter Josse d'Acquin spielen.

Die englische Originalausgabe erschien 2003 unter dem Titel A Dark Night Hidden bei Hodder and Stoughton Limited, London.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2015 by Weltbild Retail GmbH & Co. KG, Steinere Furt, 86167 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2003 by Alys Clare

Übersetzung: Ana Maria Brock

Copyright der deutschen Übersetzung © 2004, 2008 by Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin. Die deutsche Ausgabe erschien bei Aufbau Taschenbuch, eine Marke der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG.

Covergestaltung: Atelier Seidel – Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-636-8

Der schneidende Wind eines trüben, strengen Februars kam den schlammigen Weg herabgefegt und umtoste die paar zusammengedrängten Gebäude, als hätte er die Welt und alles, was darin war. Früher am Tag hatte es geschneit, doch jetzt war es zu kalt dazu. Selbst wenn Flocken gefallen wären, es hätte sie zur eisigen See getrieben, bevor sie sich hätten niederlassen können. Der Wind kam aus Nordosten – genauso gut hätte er den froststarrten arktischen Einöden entstammen können.

Eines der Gebäude war ein Gefängnis. In einer der drei Zellen lag eine junge Frau auf dem verschmutzten Fußboden. Sie hatte viele Stunden mit dem Versuch verbracht, herauszufinden, welcher Bereich der feuchtkalten Steinplatten am wenigsten nass war, doch eine so geringe Anstrengung war jetzt schon zu viel für sie. Die Nässe rührte zum Teil von dem geschmolzenem Schnee her, der durch die einzige Fensterluke der Zelle eingedrungen war – zu weit oben, um einen Blick auf die vergessene Welt da draußen zu ermöglichen, zu klein, um den Zufluss frischer Luft zu gestatten, taugte sie offenbar nur dazu, den heranwehenden Schnee einzulassen. Zum Teil schien der Steinboden selbst die Feuchtigkeit auszuschwitzen.

Zum Teil handelte es sich auch um die Ausscheidungen der Frau. Denn man hatte ihr keinen Behälter dafür hingestellt, und sie war so schwach, dass sie den Urin laufen lassen musste, wo sie gerade lag.

Sie fieberte. Mit jenem Teil ihres Verstandes, dem noch ein wenig Klarheit blieb, war ihr bewusst, dass die furchtbaren Wunden, die sie davongetragen hatte, sich entzündet hatten. Selbst wenn ihr nicht schon die Peitsche das Gift ins Fleisch hineingetrieben hatte, so hätte das die verdreckte Zelle bewirkt, wohl gleich in dem Augenblick, als man sie hier hereinstieß.

Als wäre die Sache nur von theoretischem Interesse, beschäftigten sich ihre Gedanken damit, wieso ihr überraschenderweise der Rücken so viel mehr wehtat als die Stirn. Denn ihren Rücken hatten sie nur ausgepeitscht – fünfundzwanzig Hiebe, eine mildere Strafe angesichts ihres Geschlechts –, während sie ihrer Stirn das Brandmal eingepägt hatten.

Einen Buchstaben, sagten sie. Mehr nicht, einen einzigen Buchstaben. Mit einem rot glühenden Eisen in die glatte Haut ihrer Stirn gebrannt. In jenem Augenblick eine grausame Qual – sie hörte noch den Widerhall ihrer eigenen Schreie –, doch jetzt nichts mehr. Es war, als sei ihr das herausgeschnitten worden, was im Körper das Schmerzgefühl übertrug. Wahrscheinlich war das ein Segen. Auf eine Art ...

Ihre Augen schlossen sich. Die Wirklichkeit verschwamm – noch ein Segen – und sie glitt in einen Zustand zwischen Schlaf und Bewusstlosigkeit hinüber. Losgelöst von ihrer verzweifelten Lage, schwang sich ihr Geist empor. Und ihre Sinne füllten sich mit der Vergangenheit.

Sie sah sie vor sich, ihre innig vertrauten Gefährten. Sah ihr Lächeln, ihre Liebe zu ihr, zueinander. Sie spürte die Wärme ihrer Arme, als sie sie umschlangen. Sie roch den Lavendelduft, der sich für immer mit den Neuankömmlingen verband, die die großartigen Neuigkeiten aus dem Süden mitgebracht hatten. Und sie hörte den jubelnden Klang ihrer im Gesang vereinten Stimmen.

Die Sinnestäuschung war so lebhaft, dass sie glaubte, sie wären da. Wider alle

Wahrscheinlichkeit, alle Hoffnung, wären sie gekommen, um sie zu holen.

Sie hob den Kopf vom stinkenden Boden und stieß hervor: »Hier bin ich! Hier bin ich!«

Sie glaubte zu rufen, doch ihre Stimme war ein kaum vernehmbliches Krächzen.

»Hier bin ich!«, rief sie wieder. »Ach, geht nicht ohne mich! Verlasst mich nicht!«

Mühsam stand sie auf, sank gegen die Zellenwand. Sie starrte zu dem Fenster hinauf, so weit oben, und schlug kraftlos auf die nassen Steine ein. »Hier bin ich! Ach, warum kommen sie denn nicht?«

Vielleicht wollten sie sie gar nicht mehr! Entsetzt hielt sie ihre blut- und schmutzbefleckte Hand vor den Mund, als versuchte sie den schrecklichen Gedanken zu unterdrücken. Aber ja, wie sollten sie sie denn bei sich haben wollen, sie, die alle verraten hatte, die durch ihre Leidenschaft und Schwäche den Riss in der Front ihrer Verteidigung verursacht hatte, der so geschwind und erschreckend zu ihrer aller Untergang führte?

Nein.

Sie sank zu Boden. Nein, sie sind gewiss froh, mich los zu sein. Ich bin allein. Ganz allein.

Sie versuchte für sie zu beten, ein Bittgebet: Bitte, in deiner unermesslichen Gnade, lasse sie unversehrt davonkommen. Bewahre sie in Sicherheit. Ihr entfuhr ein leises Seufzen, doch sie erkannte es nicht als das ihre. Es riss ihr den Kopf hoch, alle ihre Sinne waren gespannt.

Hier ist jemand! dachte sie erregt. Da ist jemand – womöglich sind es mehrere – in einer der anderen Zellen! Ach, kann es sein, dass sie es sind?

Sie richtete sich auf den Knien auf, lehnte sich mit vollem Gewicht gegen die Wand. Sie hielt sich an der Angel der massiven Tür fest und begann mit der Faust dagegen zu schlagen. »Seid ihr da?«, rief sie. »Ach bitte, antwortet doch! Verzeiht mir! Verstoßt mich nicht, jetzt, wo ich euch so brauche!«

Keine Reaktion.

Tief in ihrem Inneren fand sie eine lautere Stimme. Auch noch etwas Kraft, um an die Tür zu schlagen. »Bitte!«, rief sie.

Nach längerer Mühe bekam sie eine Antwort. Doch es war nicht die, auf die sie so verzweifelt gehofft hatte.

Draußen im Gang näherten sich Schritte. Schwere Schritte, von großen Füßen in derben Stiefeln. Hoffnung breitete sich im Herzen der Frau aus, und sie richtete sich so weit auf, dass ihr Gesicht beinahe das kleine, in die Tür eingelassene Gitter erreichte. »Ich bin hier! Ach, danke, danke ...«

Singend fiel das grelle Licht einer Fackel in ihre der Dunkelheit angepassten Augen. Sie bedeckte sie mit den Händen, und als die Tür aufgeschlossen und mit einem Ruck geöffnet wurde, erhielt sie unversehens einen Stoß, der sie rückwärts in die Zelle schleuderte.

Mit ersterbender Hoffnung hob sie den Kopf.

Nicht ein vertrauter Gefährte ragte vor ihr auf, sondern der Gefängniswärter. Noch während die äußerste Verzweiflung eisig von ihr Besitz ergriff, schlug er ihr die geballte Faust an den Kopf, sodass sie zurücktaumelte.

»Lass das Geheul, sonst geb ich dir Grund zum Heulen!«, schrie er, und seine grobe Stimme schmerzte ihr in den Ohren.

»Ach, bitte«, schluchzte sie. »Lasst sie mich doch sehen. Sagt ihnen wenigstens, dass ich hier bin.«

Ihre Worte waren dem Mann sichtlich rätselhaft. Das traf auf die meisten Dinge zu, denn man hatte ihn nicht seines Denkvermögens wegen eingestellt, sondern einfach wegen seiner rohen Kraft.

»Also jetzt reicht's!«, sagte er. »Gott allein weiß, was du daherredest, ich jedenfalls nicht. Verstehe kein Wort.« Er schickte sich an, die Zelle zu verlassen. Doch als er auf sie herabstarrte, die vor seinen Füßen nun wieder am Boden lag, erspähte er den schwachen Schimmer blasser, weicher Haut. Die Wölbung einer Brust, weiß, gerundet ...

Zum Auspeitschen hatte man der Frau das Kleid am Rücken aufgerissen. Sie hatte versucht, die beiden Teile zusammenzuknoten, doch mit geringem Erfolg, sodass sie ihren Oberkörper nicht mehr züchtig bedeckten.

Das sollte ihr zum endgültigen Verhängnis werden.

Der Aufseher rammte die Fackel in einen Halter hoch an der Wand. Dann ließ er sich schwerfällig auf die Knie fallen und griff nach ihr.

Sie merkte, was ihr bevorstand, und raffte sich zu einer letzten Anstrengung auf. Blitzschnell schlängelte sie sich zur Seite und entzog sich seinem Griff. Sie sprang auf – sie war klein und leicht und von plötzlicher Kraft durchflutet, wie sie eine verzweifelte Gefahr erzeugt –, wich ihm aus und stürzte zur Tür.

Beinahe schaffte sie es.

Doch der Aufseher hatte lange Arme. Seine gehässigeren Kumpane behaupteten, beim Gehen streiften seine Fingerknöchel den Boden. Er fuhr eine Hand aus und packte sie an der Fessel. Dann schob er ihr mit lüsternem Lächeln seine Hand die Wade und den Schenkel hinauf, bis seine kräftigen Finger sie derb ins Gesäß kniffen.

»Na, wo willst du denn hin, mein hübsches Kind?«, brummte er. »Raus in die kalte Nacht, wo du es hier beim alten Forin so schön warm hast?« Seine freie Hand zerrte am Vorderteil ihres Kleides, schob sich hinein und umschloss ihre Brust.

Mit all ihrer verbliebenen Kraft rang sie gegen ihn an, versuchte ihn zurückzustoßen, spie in sein hässliches, grobes Gesicht.

Das war ein Fehler, denn es machte ihn wütend.

»Schlampe! Hure!« Er schüttelte sie so heftig, dass ihre Zähne zusammenschlugen und schmerzhaft in die Zunge bissen. »Anspucken willst du mich?« Er warf sie zu Boden, und ihr Kopf prallte mit lautem Knacken auf die Steine. Ihr Körper wurde schlaff.

Doch der Aufseher bemerkte das nicht. Von hitziger Gier erfüllt, hatte er binnen Sekunden die Reste ihrer Kleidung abgefetzt und seine Hosen heruntergelassen. Wild erregt von ihrer Gegenwehr, war er hart und mehr als bereit. Er zwängte ihre Schenkel auseinander und drang in sie ein, mit rohen Stößen, die ihr Fleisch aufrissen. Er war gebaut wie ein Stier, und nicht umsonst machten die Huren der Stadt einen Bogen um ihn, außer, wenn sie keine andere Wahl hatten.

Rasch erreichte er seinen Höhepunkt, denn ein Mensch wie er hat keinen Begriff von Selbstbeherrschung. Keuchend ließ er sich schwer auf die Frau fallen. »Na also«, brachte

er nach einer Weile heraus, »das war doch gar nicht so schlecht, was?« Und mit dem Gedanken, er könnte bei anderer Gelegenheit erneut umsonst bekommen, wofür er üblicherweise zu bezahlen hatte, fuhr er fort: »Das können wir doch ab und zu wieder machen, was? Vielleicht kommt der alte Forin mal vorbei, bringt dir was mit ...«

Doch was immer sein stumpfer Geist sich als passendes Geschenk für eine Frau ausgedacht haben mochte, die er soeben vergewaltigt hatte, sollte nie ausgesprochen werden. Denn mit einiger Verspätung hatte er die unnatürliche Stille seiner Gefangenen bemerkt.

Er richtete sich auf – bisher kniete er zwischen ihren weit gespreizten Beinen – und blickte auf sie herab. Ihre Schenkel waren blutig, und er fragte sich, ob er gerade eine unberührte Frau entjungfert habe. Wenn ja, war es jammerschade, denn hätte er das gewusst, hätte er die Sache richtig ausgekostet. Die dumme Kuh hätte etwas sagen müssen.

Dann sah er das übrige Blut. Das floss aus ihrem Hinterkopf, wo sie auf den Boden geschlagen war.

Er schob eine Hand in ihr langes, dunkles Haar, das sich um ihren Kopf ausbreitete. Er spürte etwas Warmes und Nasses, und als er die Hand zurückzog, sah er, dass sie mit ihrem Blut bedeckt war.

Er starrte auf ihre kleinen weißen Brüste herab. Weich waren sie und hübsch gerundet. Er streckte die Hand aus und kniff derb in eine Brustwarze; wenn sie sich bloß verstellte, würde sie das schon munter machen.

Sie zeigte nicht die geringste Bewegung.

Er schaute ihr ins Gesicht. Ihre Augen waren weit geöffnet, starr; er konnte es nicht ertragen, hineinzublicken. Er beugte sich über sie und lauschte, ob sich ein leiser Atem regte, sah nach, ob sich ihre Brust hob und senkte.

Nichts.

Er stand auf, zog die Hosen hoch und strich seine Tunika glatt, dann sagte er mit gedämpfter Stimme und in geradezu triumphierendem Ton: »Sie ist also tot. Jawohl, tot.«

Er griff nach der Fackel und nahm sie aus dem Halter. Die Zellentür ließ er offen – jetzt konnte sie bestimmt nirgends mehr hin – und schlenderte den Gang entlang davon.

Tot. Na gut, das würde dem Henker Arbeit ersparen.

Erster Teil
Lewes und die Abtei Hawkenlye
Winter 1192–1193

ERSTES KAPITEL

»König Richard gefangen? Unsinn – das kann nicht sein. Da muss sich jemand einen schlechten Scherz erlauben!«

Josse d'Acquin, Hausgast beim Bruder seiner verstorbenen Mutter, Hugh von Lewes, vernahm seine eigenen hitzigen Worte und besann sich, spät genug, auf seine Manieren. »Entschuldige, Onkel«, knurrte er. »Trotzdem, ich bin sicher, dass nichts Wahres an dieser schrecklichen Geschichte ist. Der König führt doch ein mächtiges Heer an!« Oder zumindest war das so vor drei Jahren, fügte er in Gedanken hinzu, als er mit gewaltigem Pomp stolz an der Spitze der riesigen Kreuzfahrerarmee aufbrach. Seither hatte König Richard das Auf und Ab des Kriegsglücks erlebt. Überdies waren die spärlichen Nachrichten, die aus Kreisen der von Outremer heimkehrenden Kreuzfahrer durchsickerten, in letzter Zeit recht bedrückend gewesen.

Zwar rühmten in ihren Berichten viele des Königs Tapferkeit und die Kühnheit seiner Taten als Zeugnisse seines überragenden Wagemuts, doch sprachen manche mit gedämpfter Stimme auch von einer Krankheit. Von einem Rückfallfieber. Von einer Verwundung. Von einem Komplott gegen ihn, geschmiedet von seinem eigenem Bruder, Johann, und dem König von Frankreich, Richards Erzfeind. Es gab sogar – Gott behüte! – das Gerücht, König Richard sei tot.

Bemüht, nicht an diesem furchtbaren Gedanken hängen zu bleiben, wandte Josse lautstark ein: »Wie sollte es denn möglich sein, dass Leute, deren beschworene Pflicht es ist, den König zu beschützen, seine Ergreifung zugelassen hätten?«

Hugh hatte den Einwand beiseitegewischt. »Ach, Josse, ich verstehe deine Erregung. Als ich die grausame Nachricht vernahm, habe ich genauso reagiert: Das kann sich nur um einen üblen Winkelzug handeln.« Mit bestürzter Miene begegnete er Josses Augen. »Aber dem ist nicht so. Die Nachrichten, die bei Hofe umlaufen, das muss ich zu meinem tiefsten Bedauern sagen, sind absolut wahr.« Er warf einen Blick über die Schulter, als wollte er sich vergewissern, dass niemand mithörte, dann flüsterte er ganz nah am Ohr seines Neffen: »Editha hat es von Howell, und wie wir dir wohl bereits erzählt haben, ist er mit einem Sekretär von Walter von Coutances verwandt.« Hughs Flüstern war nur ein Hauch, als er fortfuhr: »Und Walter selbst war es, der Königin Eleanor die Nachricht überbracht hat!«

»Doch«, gab Josse gequält zurück. »Doch, du hast allerdings schon mal von Howells wichtigem und einflussreichem Cousin gesprochen.« Er unterdrückte die Bemerkung, es sei einigermaßen sonderbar, wie Howell – mit Hughs mittlerer Tochter Editha verheiratet – zu so vornehmer Verwandtschaft gelangt und dabei selbst so unsäglich langweilig und unbedeutend geblieben sei. »Aber wie kommt Walter von Coutances zu der Kunde? Gibt es denn keinen Funken Hoffnung, dass der Bericht, wo immer er herkommt, sich doch noch als falsch erweist?«

»Ich weiß es nicht, Josse.« Hugh seufzte tief. »Ich bete darum, dass du recht hast, aber im tiefsten Herzen ...« Er brachte seine Bemerkung nicht zu Ende. Dann stieß er unvermittelt hervor: »Ich fürchte für England, wenn Prinz Johann uns regiert!«

Auch Josse hegte bezüglich des Prinzen seine Bedenken. Er war dem Mann etliche

Monate zuvor begegnet und wusste besser als so mancher andere, mit welcher Zielstrebigkeit Johann seinen unersättlichen Ehrgeiz schon damals auf Englands Thron gerichtet hatte.

Und doch, wenn Richard ausfiel, wen gab es denn sonst noch?

Aber Hugh sprach wieder. Josse verdrängte seine bedrückenden Gedanken und hörte zu.

»Editha und Howell kommen bald zu uns«, verhiess Hugh. »Dann erfahren wir Neues, denn sie waren bei Howells Familie zu Besuch. Ich bete zu Gott, dass es gute Nachrichten sind.«

»Amen«, stimmte Josse zu.

»Bis dahin«, fuhr Hugh nach einem weiteren Seufzer fort, »wollen wir versuchen, unsere Gedanken auf erfreulichere Dinge zu richten.« Seine Miene heiterte sich auf, und er brachte ein kurzes Lachen zustande. »Eine Partie Schach vielleicht? Ich glaube, du spielst gern.«

»Äh – ich habe seit vielen Jahren nicht mehr gespielt, und ich fürchte, ich habe vielleicht meine früheren Fähigkeiten eingebüßt. Aber wenn du mich herausforderst, lieber Onkel, nehme ich an.«

Jetzt lachte Hugh schon kräftiger. »Das tue ich zwar, lieber Neffe, aber für jemand anderen. Denn wenn der Gast, den wir heute Nachmittag erwarten, wirklich die Zeit erübrigt, uns mit einem Besuch zu beehren, wird er bestimmt nicht die Gelegenheit versäumen wollen, seinen Geist mit einem neuen Gegner zu messen.«

Mit sinkendem Mut – Schach war noch nie sein Spiel gewesen – erkundigte sich Josse, wobei er sich bemühte, etwas wie höfliches Interesse in seine Stimme zu legen: »Und wer mag dieser Gast wohl sein, Onkel?«

»Pater Edgar doch!«, rief Hugh, als hätte Josse selbst darauf kommen müssen. »Du erinnerst dich, unser Priester!«

»Oh.«

Hugh legte Josse herzlich den Arm um die Schultern und stieß ihm zur Bekräftigung die Faust der anderen Hand vor die breite Brust. »Weißt du, Pater Edgar ist ein guter Kerl, Josse, vielseitig interessiert und von wachem Verstand. Du hast noch keine Gelegenheit gehabt, das Format dieses Mannes zu ermessen.« Er bemerkte Josses Miene – die trotz allen Bemühens wohl skeptisch geblieben war –, lachte wieder und sagte: »Wart's nur ab! Wart's nur ab!«

Josse war die ganze Weihnachtszeit und den Monat Januar über bei seinem Onkel und seiner Tante zu Gast gewesen. Ihm war bewusst, dass er sie viel zu lange Zeit vernachlässigt hatte, und so war er durchaus im Zweifel gewesen, wie man ihn wohl empfangen werde. Die Verwandtschaft seines Vaters stammte aus Nordfrankreich, wo Josses vier Brüder mit ihren Frauen und Kindern auf dem Familienbesitz der d'Acquins lebten. Josses Vater Geoffroi hatte jedoch eine Engländerin geheiratet, Ida, die Tochter Herberts von Lewes, mit dem er gemeinsam an den Kämpfen des Zweiten Kreuzzugs teilgenommen hatte. Josses Mutter hatte ihn als Jungen zu Besuch zu seinen englischen Verwandten geschickt und er hatte angenehme, wenn auch blasse Erinnerungen an Onkel

Hugh, Tante Ysabel und seine drei Cousinen behalten, Isabella, die älteste (im gleichen Alter wie Josse), Editha und Aeles. Bis zu diesem Weihnachtsfest hatte er aber seit mehr als zwanzig Jahren keinen von ihnen wiedergesehen.

Falls Josse womöglich Bedenken gehegt hatte, wie die Familie in Lewes einen Verwandten aufnehmen werde, der sie so lange gemieden hatte, so verfliegen sie, sobald er seinen Fuß über die Schwelle setzte. Zugegeben, es waren nur noch drei Tage bis Weihnachten und im Hause war bereits der fröhliche Einfluss der regierenden Spaßmacher zu spüren. Doch was auch der Grund sein mochte, sie hatten ihn empfangen, als wäre genau er derjenige, ohne den jemand gefehlt hätte, um den Festlichkeiten die Krone aufzusetzen.

Es war eine zahlreiche Gesellschaft versammelt. Die ältesten waren Hugh, jetzt ein dicklicher, kahlköpfiger Mann von mehr als fünfzig Jahren, und seine Frau Ysabel, still und gelassen, wo ihr Mann laut und gefühlsbetont war, doch sichtlich die wahre Herrin des Haushalts. Wenn sie auch füllig und kurzatmig geworden war, konnte jeder, der Augen hatte, die Spuren ihrer einstigen Schönheit wahrnehmen. Dann waren da Isabella, Editha und Aeles – die beiden älteren Töchter mit ihren Ehemännern, Arthur und dem langweiligen Howell, sowie Isabellas und Edithas Töchter. Isabella hatte auch einen Sohn, der nach seinem Großvater Herbert hieß und in der Familie stets Jung Herbert genannt wurde. Dieser war jedoch nicht anwesend, denn seit er zwölf Jahre alt war, diente er als Knappe im Haushalt eines anderen Ritters. Aeles, die jüngste der Schwestern, war seit zwei Jahren verwitwet und hatte keine Kinder. Vielleicht beklagte sie heimlich letzteren Umstand – Josse wusste es nicht –, zumindest ließ sie nicht erkennen, dass sie ihren verstorbenen Ehemann vermisste. Er war etwa zwölf Jahre älter als Aeles gewesen, und wie Editha behauptete, hätte er genauso gut zwanzig oder sogar dreißig Jahre älter als seine lebenslustige Frau sein können. »Ist für beide besser, dass er im Grab liegt«, hatte Editha Josse zugeflüstert, »so braucht er keinen Wirbel mehr um sie zu machen und sich aufzureiben, bis er bloß noch ein Schatten seiner selbst ist, und sie kann wieder frei atmen.«

Auf diese überraschende Eröffnung gab es von seiner Seite nichts zu erwidern, fand Josse, zumal in Anbetracht seiner erst jüngst aufgefrischten Bekanntschaft. Er hatte sich damit begnügt, mit ernster Miene »Hmmm« zu brummen und recht verständnisvoll dreinzuschauen. Editha hatte sich davon keine Sekunde täuschen lassen, vermutete er, denn sie war kichernd davongegangen, um ihrer verwitweten Schwester davon zu berichten, und ihr gemeinsames Gelächter hatte bis in die Dachbalken der geräumigen Wohnhalle hinaufgeschallt.

Zusätzlich zur engsten Familie waren noch Cousins, Verwandte der Schwiegersöhne, Freunde der Kinder und alle möglichen anderen Leute da gewesen, die sich anscheinend aus keinem anderen Grund in Hughs Wohnhalle einstellten und seine Großzügigkeit genossen, als dass sie zufällig in der Gegend waren. Das schien niemanden zu stören; zu essen und zu trinken war reichlich vorhanden, und Josse hatte den Eindruck, der ganzen Familie war nichts lieber, als gemütlich vor einem hell lodernden Feuer zu sitzen und die kurzen Tage wie die langen, dunklen Dezemberabende durchzuschwatzen.

Doch dann kam mit dem Januar ein neues Jahr, und nach den Zwölf Nächten fanden

mit dem Dreikönigstag die festlichen Weihnachtstage schließlich ein Ende. Die fröhliche Schar wurde wieder nüchtern, die Gäste begannen an die Abreise zu denken, die erwachsenen Söhne und Töchter brachen vom Heim ihrer Eltern auf und strebten dem ihren zu. Nur Josse, der die Gesellschaft seines Onkels genoss und es mit dem Aufbruch nicht eilig hatte, blieb noch da, während die Januarwochen verstrichen und der Februar sich einstellte. Dann traf, zunächst nur für die Ohren jener, die Verbindung zu den inneren Hofkreisen hatten, die erschreckende Nachricht über den König ein.

Der Verwandte von Edithas Ehemann Howell vernahm sie. Tatsächlich gehörte er zu den ersten unter dem gewöhnlichen Volk, die davon erfuhren, da er bei dem großmächtigen Walter von Coutances in Diensten war. Als ein bedingungslos königstreuer Mann stand Walter dem Regentschaftsrat vor, der anstelle Richards zu handeln hatte, während dieser sich auf dem Kreuzzug befand. Den ganzen Herbst 1192 in verzweifelter Unruhe wegen des Ausbleibens von Nachrichten über den König, hatte Walter, um etwas zu erfahren, seine Spione auf den Kontinent hinüberschickt. Einer seiner Leute hatte sich am Hof König Philips von Frankreich eingeschlichen, und dieser war es, der seinem Vorgesetzten Walter eine Abschrift genau jenes Briefes zusandte, der Philip die Gefangennahme seines Feindes, König Richards, meldete.

Dass der König sich in Gefangenschaft befand, war das Einzige, was dieser und jener außerhalb der allerengsten Hofkreise bisher wusste. Und das war zweifellos genug, dachte Josse eben jetzt, indes er sich bemühte, seinen Verstand für eine Partie Schach mit einem unbekanntem Prälaten zu schärfen.

Er lag gegen Pater Edgar zurück, als draußen vom Hof ein Reiter zu vernehmen war. Es war spät – Josse war nach dem Grundsatz vorgegangen, wenn er sich nur Zeit nähme, könnten ihm die richtigen Züge womöglich wie durch ein Wunder einfallen, und folglich schienen er und der Priester schon seit Stunden zu spielen. Als ein Bedienter die Tür öffnete und Hugh sehen konnte, wer dort draußen war, rief er laut: »Howell! Wir hatten dich schon fast aufgegeben. Tritt ein und wärme dich auf – meine Jungen kümmern sich um dein Pferd. Editha ist nicht mitgekommen, wie ich sehe?«

Howell streifte seinen schweren Reiseumhang ab, rieb sich etwas Leben in die kältestarren Hände und umarmte seinen Schwiegervater, dann ließ er sich bereitwillig an das Feuer führen. Josse und Pater Edgar rückten beiseite, um ihm Platz zu machen, und der Pater schob Howell seinen Becher Warmbier in die Hände.

»Ah, das tut gut.« Howell bedankte sich mit einem Nicken. »Du lieber Gott, es ist so kalt, dass einem der A... äh, dass einem die Beine am Sattel festfrieren.«

»Ganz recht«, murmelte der Priester.

»Ich staune, dass du so spät kommst«, meinte Hugh. »Wie gesagt, wir hatten dich heute Abend eigentlich nicht erwartet – wir dachten, du würdest den Ritt auf morgen verschieben.«

»Editha hat darauf bestanden«, erklärte Howell mit der leicht resignierten Miene eines Mannes, der daran gewöhnt ist, zu tun, was seine Frau sagt. »Sie lässt euch grüßen. Für sie ist es zu kalt zum Ausreiten, meint sie, und überhaupt hat sich Philomena schwer erkältet und Editha pflegt sie.« Nachdem er seine Pflicht getan und die Botschaft seiner

Frau übermittle hatte, widmete sich Howell dem Bier.

Erst als er den Zinnbecher geleert hatte, erkundigte sich Hugh: »Howell, warum hat Editha darauf bestanden, dass du heute Abend schon kommst? Gibt es – ach, ich ahne nichts Gutes, aber ich muss fragen! Gibt es Neues vom König?«

Howell ließ sich nun endlich auf die Bank nieder, wo Josse gesessen hatte, und streckte die kurzen, stämmigen Beine ans Feuer. »Es gibt Neues, ja. Und Editha hat gesagt, sie hätte versprochen, dass ihr es erfährt, sobald es etwas zu berichten gibt. Wir hatten die Ehre, meinen Cousin Wilhelm bei uns zu empfangen« – wunderbarerweise verflog seine Erschöpfung, als er vor Stolz darüber anschwell, mit einem Mann verwandt zu sein, der plötzlich an Bedeutung gewonnen hatte, wenn auch nur vorübergehend – »und er hat uns alles mitgeteilt, was er sagen darf. Es ist geheim, wisst ihr.«

»Selbstverständlich«, stieß Hugh im gleichen Atemzug hervor, wie Josse »Natürlich« sagte und Pater Edgar »Aber gewiss!« hauchte.

Von diesen Versicherungen befriedigt – ihm hätte, dachte Josse flüchtig, sogar noch weniger genügt, so sehr war er darauf erpicht, ihnen seine Neuigkeiten mitzuteilen –, holte Howell tief Luft, beugte sich vertraulich vor und sagte: »Die Österreicher sind es, die haben ihn. Herzog Leopolds Männer haben ihn ergriffen, als er krank war und sich in einem kleinen Dorf ein paar Meilen vor Wien verbarg – war es Wien?« – er runzelte die Stirn – »Und jetzt sitzt er in einer großen Burg an dem großen Fluss da gefangen.«

»An welchem großen Fluss?«, wollte Hugh wissen.

»Äh – ich weiß es nicht.«

»Am Rhein?«, schlug Josse vor. Seine Kenntnis der Geografie Europas war nicht weniger verschwommen als die aller anderen, aber er hegte eine Vorstellung, dass der Rhein wie auch Österreich da irgendwo in der Mitte lagen.

»Nein, der Rhein war es nicht.« In dem sichtlichen Bemühen, seinem Gedächtnis aufzuhelfen, kratzte sich Howell heftig den Kopf. »Was war es bloß?«

»Die Donau«, warf Pater Edgar ruhig ein. »Wenn Ihr richtig wiedergebt, was man Euch mitgeteilt hat, und König Richard wirklich in der Nähe von Wien ergriffen wurde, dann handelt es sich bei dem fraglichen Fluss zweifellos um die Donau.«

Das quittierten alle mit einem befriedigten Kopfnicken, das rasch abbrach, als den vier Männern klar wurde, dass es nicht viel dazu beitrug, dem König wieder zur Freiheit zu verhelfen, wenn man wusste, wo er sich befand.

»Was wollen sie denn bloß von ihm?«, stieß Hugh hervor. »Ich meine, ich weiß wohl, es gab Gerede, dass König Richard da draußen in Outremer mit den übrigen Anführern des Westens nicht immer einer Meinung war, aber ihn gefangen zu nehmen! Wie gesagt, warum nur? Was soll es einbringen?«

»Geld«, behauptete Pater Edgar. »Mag sein, dass ich mich irre, Howell, aber ich stelle mir vor, dass eine Lösegeldforderung vorliegt – oder bald eintrifft.«

»Von einem Lösegeld weiß ich nichts«, sagte Howell kühl und musterte mit beleidigter Miene den Priester, als wäre er derjenige, der es haben wollte.

»Aber irgendeine Forderung wird kommen, da bin ich sicher«, warf Josse hitzig ein. »Bestimmt sind diese Teufel darauf aus, darauf und auf eine furchtbare Demütigung für den König von England, wenn sie ihn in einem ihrer Kerker einsperren!«

»Ach, es ist einfach unerträglich!«, klagte Hugh. »Du lieber Gott im Himmel, was sollen wir tun? Was soll England tun?«

Josse, Hugh und Pater Edgar richteten ihre Blicke auf Howell, der die Achseln zuckte, rot anlief und knurrte: »Fragt mich doch nicht!«

Es entstand eine kurze Pause, während die vier Männer über des Königs Schicksal nachdachten. Dann wandte sich Josse dem Geistlichen zu und sagte: »Pater, ich habe so eine Idee, das diese schreckliche Tat eine Verletzung des Gottesfriedens bedeutet?«

Der Priester nickte. »Meine Überlegungen führen zu demselben Schluss«, stimmte er zu. »Machen diese Schufte denn vor nichts halt?«

»Was hat es mit diesem Frieden auf sich?«, wollte Howell wissen.

Pater Edgar erklärte es. »Im Wesentlichen beschützt der Gottesfrieden eines jeden Mannes Person und Eigentum, solange er sich auf dem Kreuzzug befindet, und wer diesen Frieden verletzt, setzt sich der ernstesten Gefahr der Exkommunizierung aus.«

»Exkommunizierung!«, hauchte jemand – ob Howell oder Hugh, war Josse sich nicht sicher. Dann machte sich entsetztes Schweigen breit, während die Männer in Gedanken verarbeiteten, was das bedeutete.

Nach einer Weile räusperte sich Hugh und sagte: »Die Königin, Gott segne sie, nimmt es bestimmt schwer.«

»O ja«, pflichtete Josse ihm bei.

»Sie ist nicht mehr so jung, wie sie einmal war«, bemerkte Howell. »Es zerreißt mir fast das Herz, wenn ich mir vorstelle, wie sie Weihnachten allein in Westminster verbringt, und alle ihre Lieben sind weit fort. Und ach, ich fühle es ihr so sehr nach, dass sie diese neue Last zu tragen hat.«

»Alt mag sie ja sein«, warf der Priester ein, »aber ihre Seelenstärke hat sie noch.«

»Die wird sie auch brauchen«, knurrte Hugh.

Es ist doch interessant, dachte Josse, wie sie alle miteinander, ohne zu fragen, wissen, dass Hugh, als er die Königin erwähnte, die Königin Eleanor meinte, die Mutter des Königs, und nicht Berengaria, seine Gemahlin. Um Berengaria Gerechtigkeit widerfahren zu lassen: Sie hatte noch nicht einen Fuß in das Reich gesetzt, über das sie als Richards Königin herrschen sollte, daher bedeutete es keine Kritik an ihr, wenn die Menschen kaum Notiz von ihr nahmen. Eleanor, entschlossen, eine passende Braut für ihren Lieblingssohn zu finden, hatte Berengaria aus ihrem heimatlichen Navarra geholt und war mit ihr eiligst dem auf dem Kreuzzug befindlichen Bräutigam ans Mittelmeer gefolgt. In Sizilien waren sie 1191 mit ihm zusammengetroffen. Dort wurde ihm Berengaria mit allem Zeremoniell übergeben und die Hochzeit des königlichen Paares hatte anschließend auf Zypern stattgefunden. Seither hatte sich Berengaria bei Richard in Outremer aufgehalten. Wo genau sie sich jetzt befand, war ungewiss. Doch in England war sie nicht.

Es konnte kaum überraschen, dass Eleanor für die Engländer weiter die Königin blieb; sie kannten und liebten sie seit nahezu vierzig Jahren.

»Sie leidet gewiss, o ja, daran gibt es keinen Zweifel.« Hugh seufzte.

»Wie immer wird sie aus Gottes Hilfe und seinem starken Beistand Trost schöpfen«, erklärte Pater Edgar milde. »Er hat sie durch zahlreiche Prüfungen begleitet und wird sie

auch jetzt nicht verlassen.«

»Amen«, murmelten die Übrigen.

Aber sie weiß, was es heißt, eingesperrt zu sein. Und da sie Richard so gut kennt, kann sie voll und ganz nachfühlen, was er leidet.

Die arme Seele.

Josse dachte gerade daran zurück, dass Eleanor ebenfalls die schwere Bürde der Gefangenschaft getragen hatte. In ihrem Fall hatte ihr eigener Ehemann, Heinrich II. von England, sie hinter Schloss und Riegel gebracht. Nachdem der König schließlich der Neigung seiner Gemahlin, zusammen mit seinen eigenen Söhnen Komplotte gegen ihn zu schmieden, überdrüssig geworden war, hatte er sie fünfzehn Jahre lang von Zeit zu Zeit unter strenger Bewachung in Haft gehalten, hauptsächlich in Winchester.

O ja. Königin Eleanor würde wahrscheinlich mit jedem mitfühlen, der zu Unrecht gefangen gehalten wurde. Was sie im Hinblick auf ihren geliebten Sohn durchmachte, war fast nicht auszudenken.

Josse erwachte aus seiner Versunkenheit und merkte, dass Howell wieder sprach.

»... gesagt, sie wollte ihn suchen gehen, gleich sofort, nur ist ihr Pflichtgefühl so stark, dass sie wusste, das konnte sie nicht. Wer sollte England und Richards Thron bewachen, wenn er gefangen war und sie fortzog, um ihn heimzuholen?«

»Gott sei für eine Königin gedankt, die ihre Pflicht kennt«, schloss Hugh andächtig.

Und noch einmal sagten alle anderen: »Amen.«

An diesem Abend wurde nicht mehr viel gesprochen. Mit seinen echten Neuigkeiten war Howell ziemlich bald zu Ende gekommen; was folgte, waren hauptsächlich Vermutungen und Gedankenspiele – und Letztere wurden im Lauf des Abends immer abenteuerlicher.

Schließlich hatte der Priester den anderen taktvoll vorgeschlagen, in sein Gebet einzustimmen, und dann waren sie auseinandergegangen, um ihr Bett aufzusuchen.

Der nächste Morgen war hell und freundlich, und eine schwache, aber entschlossene Februarsonne schlug schimmernde Funken aus dem Frost.

Josse wusste, wo er an diesem Tag hinwollte. Er hatte von Königin Eleanor geträumt, und ihm schien, als würde er unmittelbar Zeuge ihrer Bedrängnis. Dann wurde er einer anderen Gestalt gewahr, jedoch verharrte diese im Schatten und er konnte sie nicht erkennen.

Sein erwachter Geist wusste jedoch, wer das war.

Er dachte jetzt an diese Person, wie sie mit ihrem gütigen Herzen und dem regelwidrig bewahrten Stolz ihre besondere Beziehung zur Königin genoss und in Ehren hielt. Wie sie die Königin stets willkommen hieß, wenn sie zu Besuch kam, sie verwöhnte, ihr zuhörte, ihr behutsam und taktvoll so viel Tröstungen spendete, wie die Königin ihrem Gefühl nach anzunehmen bereit war.

Ach ja, aber jetzt wurde sie so gebraucht! Denn falls Eleanor die Zeit erübrigen könnte, wäre das der eine Ort, dem sie ganz sicher zustreben würde.

Als Josse mit Hugh und den Hausgenossen die erste Mahlzeit des Tages zu sich nahm, verkündete er, noch heute abreisen zu müssen. Ysabel fragte, ob er zu seinem Gutshaus

in Kent, Neu Winnowlands, zurückkehre, und er antwortete nein, nicht auf direktem Weg.

»Ich reite zur Abtei Hawkenlye«, erklärte er.

Wo ich, fügte er stumm für sich an, die Äbtissin Helewise aufsuchen und mir die Freude eines ganz langen Gesprächs mit ihr gönnen will.